

„Wir verstehen uns als Menschen, die innerlich und äußerlich unterwegs sind. Durch das, was geschieht, durch andere Menschen, denen wir begegnen, wollen wir uns infrage stellen lassen. Deshalb kann eine Wohngemeinschaft nichts Abgeschlossenes und nichts Letztes sein. Unsere Wohngemeinschaft will kein Ziel und nicht einmal eine Station sein, sondern Stück eines möglichen Weges.“

Matthias Vernaldi,  
Februar 1986

### Aktuell

#### Maibaumsetzen

Am 4. Mai setzten die Kameraden des Reichstädter Feuerwehrverein e. V. den diesjährigen Maibaum. Glücklicherweise wurde er, nicht wie in anderen Orten, ob nun aus Tradition oder aus purer Zerstörungswut, in kleine Stücke gesägt.



Mai 2013  
Foto: Enrico Neunübel

Wie immer sorgten die Kameraden auch für das leibliche Wohl. Roster, Steaks und Bier gab es genügend. Nach guter Tradition hat zudem unser Bürgermeister, Herr Stötzner, den Kameraden eine Runde Bier spendiert. Erstaunlich ist nur, dass danach trotzdem der Baum nicht schneller gestellt wurde. Aber das war schon immer so und wird auch immer so bleiben. In der Ruhe liegt ja bekanntlich die Kraft.

### Geschichten aus Nah und Fern

#### Ein Experiment

Einige Einwohner unseres Dorfes werden sie noch kennen: Affe, Hugo, den barfüßigen Pummuckl und die weiteren Mitglieder der Wohngemeinschaft im benachbarten Hartroda. Vor 35 Jahren, im Juni 1978, gründete sich eine neue, für manche SED- und Stasi-Funktionäre beobachtenswerte, christliche Wohngemeinschaft. Für die Bewohner selbst war es ein Experiment, in einer Gemeinschaft von körperlich behinderten und nichtbehinderten Menschen zu leben. Die Alternative wäre für sie meist eine Unterbringung in einem Heim.

Einer dieser Kommunarden und Begründer der Wohngemeinschaft ist Matthias Vernaldi. Über sich selbst meint er, "Ich bin berufsbehindert! Das ist das einzige, was ich wirklich gelernt habe - lernen konnte. Aber ich lebe immerhin heute so, wie ich es immer wollte, allein und selbst bestimmt!" Der einstige Querdenker, den zu DDR-Zeiten die Staatssicherheit im Auge hatte, ist und war schon immer ein Vorkämpfer für die Rechte behinderter Menschen. Im nachfolgenden Beitrag beschreibt er sein Leben in der Wohngemeinschaft. Insbesondere gewährt er uns einen Einblick in den Alltag der Bewohner.

Die folgenden Fotos wurden im Rahmen einer Diplomarbeit von Monika Schulz-Fieguth in den Jahren 1981 und 1982 angefertigt. Über ein Jahr lebte sie jeden Monat etwa eine Woche in der Gemeinschaft. Ihr wichtigstes Anliegen war, „die Persönlichkeit jedes Einzelnen und die Beziehungen aller untereinander, auch in Offenheit nach außen, zu begreifen und mit der Sprache der Fotografie das Leben dieser Gemeinschaft zu erzählen.“ Ihre Erfahrungen, Eindrücke und insbesondere Fotos, wurden im 1989 erschienen Buch „Vögel wollen fliegen – Bilder einer Wohngemeinschaft“, veröffentlicht.



#### Vögel wollen fliegen

Monika Schulz-Fieguth

St. Benno-Verlag, 1989  
ISBN 3-7462-0189-6

## Wohngemeinschaft Hartroda

Text Matthias Vernaldi  
Fotos Monika Schulz-Fieguth

Ich bin einer der Gründer der Wohngemeinschaft in Hartroda. 35 Jahre ist das jetzt her. Knappe 18 Jahre habe ich da im Hof neben der Kirche auf der höchsten Erhebung der Gegend gelebt und genau so lange bin ich schon wieder weg. Ich war 19 und hatte keine Chance. Von Kindheit an ließ eine Erbkrankheit meine Muskulatur schwinden. Wenn ich mich umziehen, ein Bad nehmen oder mir etwas zu essen kochen wollte, war ich auf die Hilfe anderer angewiesen. Für Leute wie mich gab es in der DDR nur zwei Möglichkeiten: ein Leben bei Verwandten oder im Alterspflegeheim.



Wir wollten weder von Mutti betuttelt werden, noch den Rest unserer Zeit sehnsüchtig den Stationsflur hinuntersehen. Wir – das waren außer mir Affe, Hugo, Lothar und Maikel, Schüler des Marienstiftes in Arnstadt. Außerdem gehörte Peter dazu – unser Pfleger, nur wenige Jahre älter als wir. Es gab unter den Mitarbeitern des Stiftes eine Menge Leute wie Peter – Leute, die ein anderes Leben führen wollten, als die üblichen Normen es vorgaben, Leute mit langen Haaren, Jeans und Jesuslatzchen. Mit ihnen kamen die Gedanken der 68er des Westens und Vorstellungen von neuen Formen des Zusammenlebens in unsere unreifen Hirne.

Wir fantasierten so eine Mischung aus Kommune und christlicher Bruderschaft. Die Nichtbehinderten sollten den Behinderten die Hilfen geben, die diese brauchten. Dafür mussten sie nicht in der VEB-Knochenmühle schuften und ihr Leben im Rhythmus von 8 Stunden Arbeit, Freizeit, Schlaf takten. Die Renten und Pflegegelder der Behinderten sollten zusammengelegt werden, damit alle ihren Unterhalt davon bestreiten konnten. Vor allem hätten sie nicht wie die Meisten, die keiner geregelten Arbeit nachgingen, befürchten müssen, wegen Asozialität und krimineller Gefährdung in den Knast zu kommen. Sie hatten ja mit uns Behinderten ein prima Argument für ihren Ausstieg aus dem sozialistischen Einerlei. Eine seltsam verquere Idee von ein paar Spätpubertären. Aber unsere Lage war so aussichtslos, dass wir uns nicht leisten konnten, ihr nicht nachzugehen.

Und das Glück war auf unserer Seite. Eine Freundin war in der Lage, uns zehntausend Mark für den Erwerb eines Grundstücks zu schenken. Auch wenn ein Eigenheim schon damals hunderttausend kostete, für ein Zehntel davon hatten wir tatsächlich Aussicht auf einen Vierseithof mit ausreichend Wohnraum, Nebengelass und einem Hektar Garten im Altenburger Land. Die evangelisch-lutherische Landeskirche Thüringens bot uns den Pfarrhof von Hartroda an – zerfallen und im Schatten der Uranhalden der Wismut gelegen. Auch wenn aus dem Kauf nichts wurde – zunächst wohnten wir zur Miete, nach der Wende entstand der Verein Wohngemeinschaft, der das Grundstück in Erbbaupacht nahm –, die Ruine wurde unser Ort.



Hartroda hatte damals keine befestigte Straße, keine öffentliche Wasserversorgung, keine Verkaufs- oder Poststelle. Bei uns hingen die 80jährigen Fenster undicht in den Öffnungen und bei Westwind okkupierte das Plumpsklo das ganze Haus. Wir zogen mit ein paar Matratzen und Stühlen, einer Kochplatte und einem Tonbandgerät ein. Der nächste Bahnhof

war Nöbdenitz. Mit dem Rollstuhl brauchten wir 2 Stunden bis zum Zug. Ein Auto bekamen wir erst später, ebenso einen Fernsehapparat.

Das Geld taten wir in guter urchristlich-kommunistischer Manier in einen Topf und lebten alle daraus. Es gab meistens Brot, Schmalz, Schwarztee und Karo, die filterlose Gauloises des Ostens. Es gab selten Kaffee, Fleisch, Käse oder Schokolade – sehr selten. Doch – das betonten wir gelegentlich und trösteten uns damit – wir legten auch keinen Wert darauf, so vollgefressen zu sein wie die anderen Bürger. Sogar unsere Bibliotheken und Plattensammlungen legten wir zusammen. Es gab nicht einmal ein festdefiniertes Eigentum an Wäsche. Jedenfalls sah ich meine tollen farbigen Unterhosen immer wieder auf den Ärschen der anderen, während die ollen sackigen Dinger bei mir hängen blieben.

Die Idee, dass Behinderte die Hilfen bekamen, die sie für ein Leben nach eigenen Maßgaben brauchten, bestimmte zwar unseren Alltag, trat aber in den Hintergrund angesichts der vielen anderen Ideen, die sehr schnell bei uns andockten: Pazifismus, Bürgerrechte, Ökologie, Anarchie... Hartroda war zur exotischen Insel im grauen Meer der Realität geworden. Es gab Feste, zu denen mehr als hundert Gäste kamen, Theateraufführungen, Lesungen, Ausstellungen. Bands spielten und Seminare wurden veranstaltet. Kaum jemand sah normal aus – und das lag in den seltensten Fällen an einer Behinderung.



Ein bunter und schriller Haufen, der gegen Konventionen verstieß und verrückte Ideen hatte, Leute, die Utopien folgten und Alternativen umzusetzen versuchten – das stieß auch auf das Unverständnis und die Ablehnung von Menschen in den Dörfern ringsum. Das ist nicht erstaunlich. Erstaunlich ist, wie viel Toleranz, Wohlwollen und oft genug auch Unter-

stützung uns trotz allem entgegengebracht wurde.

Ich hatte ein theologisches Fernstudium absolviert und hielt in Hartroda ständig und von Korbußen bis Mohlis gelegentlich Gottesdienste und Gemeindeabende. Das stellte ein ungewöhnliches Bindeglied zwischen den Ausgeflippten und den "Normalen" dar. Die Tatsache, dass man uns mit der Kirche in Verbindung brachte, aber auch die Verunsicherung durch unsere Behinderungen löste bei den Behörden Beisshemmungen aus. Obwohl es von Staat und bald auch innerhalb der Kirchenleitung immer wieder Überlegungen gab, wie "das Treiben" der Wohngemeinschaft beendet werden könne, ist das doch nie erfolgt.



Die nichtbehinderten WG-Mitglieder waren nicht unbedingt Idealisten. Sie kamen zu uns, weil sie selbst irgendwie sperrig waren und nicht in die allgemeinen Anforderungen passten. In der Gruppe hofften sie, Freiräume zu finden. Lebenslust, Verwirklichung und Selbstfindung standen ganz oben. Im Alltag aber musste gewischt und gekehrt werden, geheizt und gekocht, gehoben und getragen. Schafe mussten geschoren werden und Kartoffeln eingekellert. Der antiautoritäre, anarchische Ansatz hatte zur Folge, dass verantwortungsvolle Leute mit Arbeit überhäuft waren, während andere fern sahen und Bier tranken. Und es gab Dinge, die nicht erledigt wurden. Unsere Bude sah meist chaotisch und dreckig aus. Im Garten wucherte das Unkraut. Und das Obst hatte nur noch minderwertige Qualität, weil Jahr um Jahr der Baumschnitt verpasst wurde. Unsere Wirklichkeit hatte oft genug wenig mit unserem Konzept zu tun.

Trotzdem scheiterte die Wohngemeinschaft auch nicht an den inneren Spannungen. Wir Behinderten konnten es uns nicht leisten, das Projekt enden zu lassen. Unsere Existenz hing dran.

In den frühen 90ern waren wir keine Gruppe mit gemeinsamen Zielen mehr, viel mehr Einzelpersonen, die gemeinsam wirtschaften und sich gegenseitig Hilfeleistungen nach Absprachen erbringen. Das war wesentlich praktikabler, als die Welt zu retten. Schon vor der Wende wurden alternative Feld- und Viehwirtschaft, Molkerei und Garten immer erfolgreicher, weil nicht mehr alles gemeinsam entschieden und unternommen werden musste, sondern klar abgegrenzte Arbeitsbereiche und entsprechende Verantwortlichkeiten entstanden. Persönliches Eigentum hatte sich schon eher wieder durchgesetzt. Aber es gab weiterhin gemeinsamen Besitz. Jeder zahlte einen monatlichen Anteil in eine gemeinsame Kasse, aus der Energiekosten und Nahrungsmittel, Gebühren und Reparaturen bestritten wurden. Auch die Nahrungsmittel, die auf dem Hof hergestellt wurden, flossen ein.



Mit der DDR endete die ständige Bedrohung. Niemand wollte uns auflösen oder einzelne Mitglieder inhaftieren. Aber es endete auch die Notwendigkeit einer solchen Symbiose von Leuten, die auf Hilfen im Alltag angewiesen sind, und welchen, die anderweitig nicht in die Norm passen.

Ich ging 1995 nach Berlin. Hier bekamen die Leute, die meine Hilfe erbrachten, eine Anstellung und wurden für ihre Arbeit entlohnt. So war ich erstmals nicht mehr darauf angewiesen, darauf zu achten, inwieweit meine Vorhaben mit den Vorhaben meiner Helfer kompatibel sind. Es war nicht mehr ihr guter Wille, der mich ein halbwegs selbstbestimmtes Leben führen ließ. Sie bekamen jetzt Geld dafür. Ich konnte sagen, was ich tun wollte, und sie machten es. Es geht mir nach wie vor gut damit.

Ich hatte eine Chance – nein, sogar mehrere.

**Weitere Fotos unter: [www.schulz-fieguth.com](http://www.schulz-fieguth.com).**

Der Autor:

**Matthias Vernaldi**, von Geburt an durch progressive Muskeldystrophie (Muskelschwund) behindert, absolvierte nach seinem Schulbesuch ein theologisches Fernstudium und wurde danach von der evangelisch-lutherischen Landeskirche Thüringen als Prediger beauftragt. Als Gründungsmitglied der Wohngemeinschaft wohnte er von 1978 bis 1995 in Hartroda. Danach zog er nach Berlin und arbeitet seitdem für das „Bündnis für selbstbestimmtes Leben behinderter Menschen Berlin“. In diversen Artikeln und Vorträgen macht er auf das Leben Behinderter, insbesondere deren Sorgen und Nöte, aufmerksam. Im Jahr 2000 gründete er die Initiative „Sexybilities – Sexualität und Behinderung“. Seit 2002 ist er in Berlin Mitglied des Landesbeirates für Menschen mit Behinderungen.

## Historische Ansichtskarten



### Gruß aus Wildenbörten

Verlag: Richard Zieschank, Ronneburg

## Termine

29. Juni

19. Tag der offenen Tür - Tag der Umwelt der Wismut Niederlassung Ronneburg

10. August

6. Teichfest, Mühlteich Reichstädt

8. September

Tag des offenen Denkmals

27. Oktober

Baum des Jahres (Wild-Apfel) mit den Schulanfängern der Gemeinde pflanzen

Angaben ohne Gewähr / Änderungen vorbehalten

## Impressum:

**Herausgeber:**

Reichstädter Heimatverein e. V.  
Hauptstraße 14, 07580 Reichstädt

**Redaktion:**

Enrico Neunübel, Henryk Mäder

**Auflage:**

online

**Kontakt:**

dorfbote@reichstaedt.com